

# Kirchgang in Italien

Autor(en): **Schmidinger, Gusti**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **13 (1913-1914)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749360>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# KIRCHGANG IN ITALIEN

Von GUSTI SCHMIDINGER

Auf einem der tausend Hügel, die das Vorrecht haben, in die toskanische Landschaft hineinzuschauen und eine einzigartige Ansicht tausendmal zu wiederholen, ohne dass sie den Beschauer je ermüdet, steht eine von den vierzehn Kirchen der Markgräfin Mathilde von Tuszien, eines der vierzehn Gebete, die diese glaubenstarke Frau in Stein verewigen ließ. Über die Gründung des Kirchleins geht eine bedeutsame Sage. Als unter inbrünstigen Gebeten der erste Stein in den Grund gesenkt wurde und der Bischof mit dem Weihwasser das Kreuzzeichen darüber machte, wurde ein lautes Seufzen vernehmbar, das sich dreimal wiederholte; dabei hob sich der Stein dreimal ein wenig, genau so, als wäre es eine menschliche Brust gewesen, aus welcher das Seufzen kam. Worauf der Bischof und all die Andächtigen nicht wenig erstaunt und erschrocken gewesen, jener aber bald die Erklärung gefunden hatte: es sei dies das Seufzen eines Vorfahren der frommen Gräfin, einer armen Seele, die durch die gottgefällige Stiftung von ihrer Pein erlöst und in die Versammlung der Seligen berufen worden sei. Diese Deutung fand viel Beifall und die Bewohner des kleinen Dorfes unter dem Hügel schätzten sich glücklich, dass gerade ihre Kirche zu dem Wunder auserkoren worden war.

Es liegt noch heute ein Dorf an der Stelle, obwohl wenig mehr von den alten Mauern übrig geblieben ist. Rings herum sind andre Ortschaften aufgeblüht, der Berg jenseits des Tales ist mit weißen Häusern gesprenkelt und jeder einzelne dieser weißen Punkte entsendet am Sonntag jemand zur Kirche, die noch ebenso licht und einladend ihre Loggien dem Tal entgegenstreckt wie zwei offene Arme: so kommt doch!

Und sie kommen, des Sonntags. Mehrere Herrschaftskutschen von den umliegenden Villen fahren da die gewundene Straße hinauf; die Bauern, die den kürzeren Weg gerade durch das Dorf nehmen, wissen genau, wie viele es sein müssen und wer wegbleibt.

Das Dorf besteht aus einer einzigen steilen Gasse, und aus

den Haustoren zu beiden Seiten strömen die Kirchgänger hier zusammen. Es ist unheimlich, wie viel Seelen ein Haus oder vielmehr eine solche Höhle beherbergen kann. Der Kinder ist kein Ende. Sie wackeln fröhlich mit, hinter den größeren Mädchen drein, die, mit Vorliebe die ganze Breite der Gasse versperrend, zu dritt oder, wo es angeht, zu viert Arm in Arm dahinziehen und beständig vor Lachen zu bersten scheinen. Warum auch sollen sie nicht vergnügt sein in ihrem Sonntagsstaat? Er beschränkt sich ja im Grunde auf sehr wenig; aber desto mehr Aufmerksamkeit wird dem Wenigen geschenkt. Zum Beispiel dem wollenen Halstuch! Diesem Toilettengegenstand, den der Italiener für unentbehrlicher hält als den Handschuh; er trägt das Halstuch schon lange vor Allerheiligen, trotz des prachtvollen Oktoberwetters, und mit fortschreitender Kälte wird der Schal immer breiter, rückt immer höher hinauf, bis das neue Jahr kaum noch die Nasenspitze zu sehen bekommt; im Mai erst wird er wieder abgelegt. Was den Frauen im Sommer der Fächer bedeutet, das ist ihnen im Winter dieser Halsstreifen, zum Kirchgang besonders ganz unentbehrlich. Da bewundert man eine Ausstellung von Farben, wie sie schreiender nicht vorkommen kann: grellrosa, lichtblau, rot und dunkelviolet werden bevorzugt und lassen auch herrliche Kombinationen zu. Wer's hat, schmückt sich außerdem noch mit einem Endchen Band im Haar, das beileibe nicht dazu passen darf, und eines der Mädchen ist sogar glückliche Besitzerin eines Paares knopfloser, weißer Glaceelederschuhe — weiß? tempi passati! Aber sie bilden dennoch den Höhepunkt des Erreichten, den Zielpunkt des Neides und vieler Seufzer und jeder Sonntag sieht sie pünktlich wieder.

Je höher es geht, desto stärker schwillt der Zug an, desto schwieriger wird das Ausweichen. Und auszuweichen gilt es mehr als einmal, wenn die schweren runden Käse in kräftigem Schwung heruntergesaut kommen, mit denen die Burschen oben Diskus werfen, höchst unbekümmert um die Beine ihrer Nebenmenschen. Sie langweilen sich, sie sind schon lange oben. Langsam füllt sich der offene Säulengang, der die Kirche umgibt; es ist ein prächtiger Schutz bei schlechtem Wetter und eine Art Dorfkorso, wo mehr als eine Ehe — ist man doch hier nicht weit vom Himmel — beschlossen worden ist. Die Loggia bildet den Stolz

des Dorfes; man weist sich immer wieder gegenseitig die prachtvolle, alles beherrschende Aussicht, und die Markgräfin hatte auch die Kirche nicht ohne Absicht auf einen Punkt gestellt, wo, wie sie meinte, angesichts von so viel Lieblichkeit der Gottesnatur die guten Absichten des Schöpfers eine besonders eindringliche Sprache zu den Menschen führen müssten und sie günstig stimmen, so dass die Gnade leichter in ihre Herzen Eingang fände.

Die Glocken rufen energisch. Die Messe will beginnen. In der Kirche ist die Teilung in eine Männer- und Frauenseite streng durchgeführt. Die Mädchen haben eine ausgesprochene und begreifliche Vorliebe für das Chor. Um hinauf zu gelangen, muss man durch die Wohnung des Pfarrers gehen und kann sich von den Vorbereitungen für das Sonntagsmahl überzeugen — dann kommt eine dunkle Treppe, auf der man — ganz zufällig natürlich und ein bisschen polternd — hinfällt. Endlich ist man hier der gefährlichen Nähe des Pfarrers entrückt, was zwar der Andacht nicht abträglich, aber auch der Unterhaltung nicht ganz zuträglich ist. Mit einem Wort, das Chor bietet mannigfache Vorteile; unter anderm kann man von dort aus die ganze Kirche übersehen und sich ausrechnen, wie viel der Messner an Stuhlgeldern einnimmt.

Die Stuhlgelder bilden in den unmöblierten italienischen Kirchen eine reiche Einnahmequelle für den Messner. An der Eingangswand unweit der Tür sind die Sitzgelegenheiten übereinander aufgestapelt: eine wahre Stuhlbürg. Der Strom der sich von außen herein Ergießenden stößt alsbald auf das wohlvorbereitete Hindernis der Mieter, die sich vor den Stühlen stauen. Der Messner reicht sie gegen zehn Rappen einzeln herunter. Dies gibt natürlich reichlich Anlass zu Verkehrsstörungen, wobei die Leute Zeit haben, sich zu überlegen, ob sie nicht auch einen Stuhl mieten sollen.

Ursprünglich waren die Stühle wohl als ein oder mehrere ruhende Pole in dem heftig kreisenden All der italienischen Kirchen gedacht. Jetzt ist man von dieser Auffassung abgekommen. Nicht jeder Platz ist zur Andacht günstig und infolgedessen arbeiten sich die Stuhlbesitzer, ihre Beute nachschleifend, mit viel Lärm und wenig Rücksicht durch die Menge. Das Geräusch der rückenden und schleifenden Stuhlbeine bildet aber nicht nur so-

zusagen das Introitus der feierlichen Handlung; in der Kirche gibt es kein: „Bitte, die Saaltüren werden geschlossen“; folglich dauert der Stuhlverkauf und ein mehr oder minder lebhafter Verkehr während der ganzen Messe weiter. Der Stuhl unterstützt wirkungsvoll die Orgel, leiht ihr gleichsam seine harmonischen Untertöne und markiert alle Hauptpunkte der heiligen Handlung durch rechtzeitige Platzveränderung und entsprechendes Geräusch. Der Stuhl bildet mit seinem Besitzer ein eigentümliches Doppelwesen, das sich bald zu einander verhält wie Kind und Kindermädchen (er wird nachgeschleift), bald wie Schaukel und Insaße, oder wie Betschemel und Betender, wie Balkonbrüstung und der sich darüber Lehnende, wie Wippbrett und wippende Person, wie Steckenpferd und Reiter und noch eine Reihe anderer Kombinationen — aber nur selten so, wie Stuhl und Mensch sich gewöhnlich zu einander verhalten. Es kommt darauf an, wie er eben gebraucht wird: ob die Person hinter dem Stuhl steht, ein Knie irgendwo auf der Lehne und die Arme oben hin gestützt, wobei der Stuhl in eine schaukelnde Bewegung versetzt wird; oder vor dem Stuhl, der, in dem Fall auf den Vorderbeinen balanzierend, seine Sitzfläche für das Knie hergeben muss, während sich die Lehne den Ellbogen als Stütze darbietet; das klingt sehr kompliziert und ist es auch; genug, es wippt leise auf und ab, aber es erweckt den Eindruck großer Inbrunst. Wenigstens nach vorne hin, denn — *derrière moi le déluge!* Was macht es aus, ob jemand dahinter durch die wenig anmutende Silhouette des sich herausreckenden Körperteils in seiner Andacht gestört wird? Sie ist für jeden gleich schwierig zu behaupten — sicher schwierig zum Beispiel angesichts der vielen improvisierten Betschemel, auf denen die Frauen mitleidlos dem andächtigen Hintermann ihre Füße ins Gesicht strecken, der zugleich verblüfft auf eine reiche Ausstellung von Unterwäsche blickt — denn die Stühle eignen sich natürlich mit ihrer hohen Sitzfläche ebensowenig zum Knien als ein Betschemel sich zum Sitzen eignen würde. Oder der Stuhl gebärdet sich als Steckenpferd; sein dicker Reiter sitzt rittlings oben, die Beine weit auseinandergespreizt. Diese Stellung ist bei den Männern sehr beliebt.

Der Anfang der Messe wird in ziemlicher Ordnung hinter den Stühlen stehend angehört; nur einige eifrige Seelen knien

schon. Nach dem Evangelium setzt man sich auf kurze Zeit, um schon beim Offertorium den Stuhl schnell wieder um sich herumzuwirbeln. All diese Unruhe und der Umstand, dass die Stühle so selten wirklich als Sitzgelegenheit benützt werden, hat seinen guten Grund. Diese Stühle sind so unbequem, kantig, steil und spitzig, als hätten sie nie an ihre eigentliche Bestimmung gedacht. Die Sitzfläche aus Stroh wird durch die zwei herausragenden Vorderbeine tückisch unterbrochen, so dass der dem menschlichen Behagen zugemessene Teil auf ein unmögliches Minimum beschränkt ist. Wer für dieses Marterwerkzeug noch dazu zehn Rappen bezahlt hat, kann sich darauf den schönsten Aussichten auf sein wohlverdientes Seelenheil hingeben, und es scheint, als habe die Stuhlfabrik, welche die Kirchen Italiens versorgt, mit Bewusstsein auf dieses Endziel hingearbeitet. Wer „Nerven“ besitzt, zieht hier den einzigen Vorteil aus seiner sonst wenig beneidenswerten Lage, denn er fühlt nicht nur die Qualen des Sitzens doppelt, sondern das Minus der Lustgefühle, welches das Kratzen und Schleifen der Stuhlbeine bei jeder der oben angeführten Metamorphosen in ihm erregt, muss gerechterweise wieder ein Sündenplus aufheben.

Aus dieser Berechnung wäre vielleicht abzuleiten, dass das italienische Volk mit entsprechend mehr Sicherheit auf sein einstiges Seelenheil rechnen kann als andere Nationen; ist doch seine Andacht allein schon so verdienstvoll! Die, welche darin eine Bevorzugung der Halbinsel erblicken, mögen sich trösten. Die Folgerung stolpert unbedingt über drei verhängnisvolle Fußangeln; sie sind genau in die drei Worte zu fassen: die Orgel — der Halsstreifen oder Fächer, je nach der Jahreszeit — und die Kinder.

Zwischen Orgel und Stühlen besteht ein geheimnisvolles Einverständnis, so nämlich, dass sich, was sonst als Verdienst erscheinen müsste, genau in das Gegenteil verkehrt. Es ist nicht festzustellen, ob dem Organisten im Augenblick, wo er zu spielen beginnt, vielleicht die Tortur auf einem der Stühle so eindringlich vorschwebt, dass er in einer Regung menschlichen Mitleids sich bemüßigt fühlt, die Marter zu versüßen; gewiss ist, dass er sein Talent statt in den Dienst der Erhebung, der Loslösung vom Irdischen, in den Dienst ganz gemeiner Unterhaltungslust stellt.

Der Satan kitzelt ihm die Finger und ein Dreivierteltakt hüpfert heraus, stolpert über die widerstrebenden Tasten, fällt, rafft sich wieder auf und rollt weiter — und es wird wahrhaftig ein alter Walzer daraus, ein wenig ungeschickt, ein wenig stöbig, und schauerlich falsch; aber hier nimmt man es nicht genau, der Gelenkigkeit der hölzernen Tanzbeine unten ist der Takt immerhin angemessen. Es rückt, es scharrt da unten — es sind nicht mehr die qualvollen Schreie gepeinigter, sich windender Seelen, es ist ein Tanz — es geht im Takt — es kommt Methode in das Rücken, das Scharren — es kommt, wie man zu sagen pflegt, Zug hinein. O weh, der Zug trägt alles Verdienst fort, und Satan kann sich ins Fäustchen lachen, während der Organist zu einem Mozartschen Menuett übergeht. Mag sich der Orgelkünstler in ein paar angstvollen, quiekenden Lauten — die dem gebildeten Zuhörer unwillkürlich das Todesstöhnen des Jochanaan ins Gedächtnis rufen — plötzlich auf die ungeheure Verantwortung besinnen, die er auf sich geladen hat, die Stimmung ist trotzdem hin: wem während des Offertoriums Don Giovanni erschienen ist, dem nützt die Wandlung nicht mehr. Die Wandlung . . .

Der Pfarrer hat das Glockenzeichen abgeschafft, um seine Gemeinde zur Aufmerksamkeit zu zwingen. Er soll es büßen! Satan stellt sich auf den Hebel des Blasebalgs, und maestro Puccini tritt zu dem Organisten, flüstert ihm etwas ins Ohr. Der scheint wie entrückt. Wer — wer hat gesagt, dies sei ein Altar? Flattern dort nicht Kulissen — unterhalten sich dort nicht Pinkerton und Sharpless in angeregtem Wechselgespräch . . .

Und schon ertönt von der Orgel das Zwitschern der Geishas, Madame Butterfly taucht auf, einen Sturm der Bewunderung erregend! Da — eine Verwirrung. Die Wandlung überrascht den Künstler und bringt ihn aus dem Text. Er kann sich nur noch schnell auf den ergreifenden Schmerzensausbruch des betrogenen Pagliaccio besinnen, um den feierlichen Moment halbwegs würdig einzuleiten. Aber um seine Sammlung ist es nun geschehen — Madame Butterfly und Toska liegen einander beständig in den Haaren, Motive aus der Bohème, Aïda und Cavalleria rusticana schwimmen bunt durcheinander, unterbrochen — oder zusammengesetzt? — von Cantilenen; die Serva Padrona tischt zwischendurch ein wenig Pergolese auf — alles bis zur Unkenntlichkeit

verstümmelt. Doch eines hört man heraus: der Mann besitzt ein Opernpotpourri.

Satan tritt den Blasebalg.

Besitzt er die Gabe, sich zu vervielfältigen? Der Katechismus klärt uns darüber nicht auf, aber es ist sehr wahrscheinlich. Unter den Frauen ist eine verdächtige Bewegung, die mit Andacht nicht viel zu tun hat. Wo Boa, Ketten, Müffe, Lorgnons und Krausen fehlen, da lässt sich auch mit einfacheren Mitteln Unheil anrichten: mit dem Halsstreifen. — O, Ihr glaubt, er ließe sich nicht ebensogut verwenden als ein Blaufuchs? Da seht einmal her, wie ihn die Braune dort über die Schulter wirft! Ob es kostbares Fell ist, das da durch die Finger gleitet, oder grobe Wolle, bleibt sich für die Geste gleich. Man lässt den Streifen wie liebkosend durch die Finger gleiten — so — und schwenkt ihn mit einer eleganten Bewegung des Handgelenks nachlässig nach rückwärts (das kurze Endchen zappelt dabei jämmerlich und möchte gerne wieder nach vorne kriechen; aber das tut nichts, die Geste war vollendet, und bis man wieder genötigt ist, sie zu wiederholen, kann man sich der süßen Täuschung hingeben, es hingen Blaufuchsschwänze auf den Rücken hinab). Das ist ein Nesteln, ein Zupfen, ein An- und Ablegen; bald ist die Hitze unerträglich, bald stellt sich Frieren ein, immer rechtzeitig, um eine Veränderung vornehmen zu können, Aufmerksamkeit zu erregen und vielleicht — beneidet zu werden! Dies ist das geheime Endziel, das in den koketten Fingern lauert und die kleinen und kleinsten Mädchen schon anspornt, die wichtige Bewegung zu üben, als wäre die ganze Gemeinde ein einziger großer Spiegel.

Die Kleinen machens täppisch: sie sehen sich herausfordernd um, ob ihnen auch genügend Beachtung geschenkt worden ist. Sie tun furchtbar wichtig, diese kleinen Mädchen. Wie sie im Sommer nur eben hereinkommen, um den Fächer zweimal vor dem Hochaltar auf- und zuzuklappen, so gibt es auch jetzt ein ewiges Kommen und Gehen; sie knixen, wirbeln den Halsstreifen einmal herum, besprengen sich mit Weihwasser und laufen mit dem also gewonnenen Segen befriedigt wieder hinaus: man tritt eilig in ein Postamt, kauft eine Marke und geht. Auch die Tür, welche jedesmal dröhnend ins Schloss fällt, erinnert lebhaft an diese Einrichtung bei Postämtern.



Der Eingang sollte in der Nähe des Hochaltars sein, das wäre praktischer; denn jeder will sich bis dorthin durchdrängen, besonders die Kinder. Dieser Platz gehört ihnen und wird hartnäckig von ihnen behauptet. Sie sind augenscheinlich über die Folgen des pfarrherrlichen Zornes noch nicht so genau unterrichtet; sonst würden sie sich nicht so vertrauensvoll dort sammendrängen, um — Unfug zu stiften. Wer ihrem gottlosen Treiben zusieht, muss von den schlimmsten Befürchtungen für das Seelenheil der Gemeinde befallen werden. Wenn dies am grünen Holze geschieht . . .

„Dominusse vobiscumeh!“

Die Kinder sind sich darüber einig, dass es beim Hochaltar am interessantesten ist. Sie bedrängen den wehrlosen Priester, so gut es Kinder eben verstehen, umgeben in dichten Scharen die schützende Balustrade, die niemand vor etwas schützt, denn so weit Umfang und Altar es zulassen, kriecht man eben zwischen den gewundenen Säulchen durch; auch dem Übersteigen bietet sich kein erhebliches Hindernis. Jenseits der Balustrade tun sich die Knaben, ihres bevorzugten Geschlechts bewusst, besonders hervor, während sich die Mädchen auf den Raum vor und auf der Balustrade beschränken müssen. Es erweckt von ferne den Eindruck rührender Unschuld, die Knaben so vertrauensvoll auf den Altarstufen hocken zu sehen, die Hüte in der Hand. Bei näherer Betrachtung macht diese Illusion einem tiefen Erstaunen über die Fülle der Einfälle Platz, die hier im Dienste der Neckerei verpufft werden.

Man rückt scheinheilig immer höher hinauf. Der Ministrant kann sich zuletzt kaum mehr rühren. Er ist überhaupt der unglückliche Gegenstand der Neckereien, die sich an den Priester denn doch nicht so offenkundig heranwagen. Man zupft ihn, räuspert sich mächtig gerade an den wichtigen Stellen, wo seine Antworten einsetzen sollen, so dass er sein „ammeneh!“ falsch anbringt. Man vergnügt sich auch sonst auf mannigfache Weise: die Jungen entreißen einander die Hüte und gehen dabei ungeniert vom Flüsterton zu lautem Zank über, bis eine drohende Handbewegung des Priesters dieser Unterhaltung ein Ende macht. Die Balgerei wird stiller weitergeführt, und endlich schlägt die Idee eines Preisspuckens alles andere siegreich aus dem Felde.

Die Mädchen gehen nicht ganz so weit. Hier ist im allgemeinen mehr Kichern, Deuten, Tuscheln, Klappern der Holzschuhe und Halsstreifenunruhe. Aber sie haben inzwischen doch auch schon ein Wettspringen auf den Stufen des Altars veranstaltet und den Knaben einiges mit Erfolg abgelauscht; Püffe setzt es auch hier reichlich ab. Die Ruhigsten beschäftigen sich damit, untereinander die Heiligenbildchen auszutauschen oder spazieren zu gehen. Ein ganz Kleines hat der Mutter den Rosenkranz entrisen und läuft triumphierend damit umher. Endlich zwingt sie der Verlust eines ihrer Holzpantoffeln auf die Balustrade zur Ruhe nieder; da entdeckt sie ein Becken, das die Reinmachefrau dort wie ein Opfergefäß stehen gelassen hat. Die Kleine fühlt sich von dem schmutzigen Wasser mächtig angezogen und schon rückt eine kleine Kolonne entschlossen dorthin vor, als die Besendame noch zu rechter Zeit erscheint, um ein Unheil zu verhüten.

„In nomine patrisse, fillisse e spiriti sanctisse ammeneh!“

„Oremusseh — Pater nobisseh —“

Der Rest geht in ein eilfertiges Murmeln über, während der Priester seine Messgeräte zusammenpackt. Seine Messe ist nicht umsonst als die Zwanzigminuten-Messe berühmt. Da bleibt keine Zeit zu langsamem Beten und zum Niederknien auch nicht. Wie ein Wasserfall gleiten die Worte von seinen Lippen; noch ein Kniefall, eine scharfe Wendung, ein paar unverständliche — sseh — neh — und meh und — den Rest kann in der Sakristei hören, wer will.

Der Baronin ist es zu schnell gegangen. Sie bewegt noch die ganze Zeit mechanisch die Lippen im Ave Maria, als der Priester schon längst in der Sakristei verschwunden ist, und bewacht durch ihr Lorgnon den Ausgang, um den neuen Mantel der Marchesa nicht zu versäumen. Sie schwärmt für Puccini. Der Organist hat eben ausgeschwelgt. Da lösen sich ihre Lippen endlich vom Lateinischen los und: „Bällah, 'sta messah!“ klingt es im Brustton der Überzeugung. Dann geht sie dicht hinter dem neuen Mantel dem Ausgang zu, und der Sonntag ist besorgt.

— — — — —  
Ob der Stein vor achthundert Jahren nicht vielleicht nur einen Blick in die Zukunft getan hatte, als ihn das Seufzen beschlich?

